

Der Dialog geht weiter

Bericht des Instituts für das Jahr 2008

Prof. Dr. Wolfgang Thönissen

1. Zur allgemeinen Lage: Richtungsloser Dialog?

Überblicken wir das letzte Jahrzehnt in ökumenischer Hinsicht, so scheint es immer noch oder schon wieder um den in der *Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre* gesetzten Anspruch auf ein verbindliches Ergebnis des ökumenischen Dialoges zu gehen. Doch niemand vermag derzeit zu sagen, in welche Richtung sich der ökumenische Dialog entwickeln wird und wie er sich überhaupt noch fortführen lassen wird. Das gegenwärtige ökumenische Klima lässt die bisher im Dialog erzielten Ergebnisse in einem eher diffusen Licht erscheinen. Mehrfach wurde, auch von prominenter Seite, die Abkehr von der Konsensmethodik gefordert. Die Ökumene solle endlich die Konsenschummelei überwinden. An ihre Stelle trete, so die Forderung, die Differenzmethodik. Im letzten Jahr trat gar ein Projekt mit neuartiger Zielsetzung und methodisch innovativen Zügen auf, das den Anspruch erhebt, in einem Akt methodischer Empathie die Konstruktionsprinzipien des konfessionellen Gegenübers ohne den Druck einer Konsensfindung gegenseitig zu erfassen. Nichtsdestotrotz zeigen die im Dialog erzielten Ergebnisse, dass die gegenseitigen Verurteilungen auf beiden Seiten schrittweise überwunden werden können. Das Gegeneinander konfessionell verstandener Kirchentümer ist somit keine immerwährende Konsequenz der Reformation. Zu den ökumenischen Erfolgen beigetragen hat in erster Linie ein über viele Jahrzehnte geführter, historisch und theologiegeschichtlich angelegter Diskurs über Ursache, Verlauf und Wirkung der Reformation. Das Ergebnis ist deutlich: Es kann das gemeinsame Urteil gefällt werden, dass die Spaltung nicht in die Wurzel des gemeinsamen christlichen Erbes eingedrungen ist. Diese Einsicht muss freilich immer wieder neu eingeholt werden. So scheint der Dialog selbst insgeheim zu bestätigen, dass er fortgesetzt werden kann, doch wohin, bleibt zunächst offen. Heißt deshalb die Alternative: Dialog entschieden ja – das Ziel bleibt offen? Gefährdet diese Alternative nicht letztlich den Dialog selbst? Unter den christlichen Kirchen in Deutschland gibt es eine gemeinsame Grundauffassung über den ökumenischen Dialog, der auch starken Belastungen und Anfeindungen, von welcher Seite auch immer, standhält. Alle christlichen Kirchen bekennen sich vorbehaltlos zum ökumenischen Dialog. Das ist kein geringes Zeichen für die Stabilität des ökumenischen Dialogs.

2. Die Entdeckung der Ökumene – historische Vergewisserungen – Perspektiven für die Zukunft

Weitverbreitet ist die Auffassung, die katholische Kirche habe sich erst im Zuge des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) für die Anliegen der ökumenischen Bewegung geöffnet. Römische Verbote hätten alle Versuche unterbunden, sich an dieser Bewegung zu beteiligen, und lediglich einige Randgestalten hätten sich auf dem Gebiet der interkonfessionellen Begegnung engagiert. Das aus Anlass des 50-jährigen Bestehens des Paderborner Johann-Adam-Möhler-Instituts für Ökumenik veranstaltete Symposium (21.-23.03.2007) hatte zum Ziel, diese Auffassung kritisch zu überprüfen und die Frühzeit der Geschichte der Ökumene auf katholischer Seite zu erhellen. Gab

es vor dem Konzil nennenswerte ökumenische Initiativen? Von wem gingen sie aus und welche Gesprächspartner auf nichtkatholischer Seite kamen infrage? Welche theologischen Problemfelder wurden angegangen? Karl Heinz Neufeld (Innsbruck) zeigte auf, dass das ökumenische Engagement der Jesuiten in das 19. Jahrhundert zurückreicht, ähnlich wie dasjenige der Benediktiner (wie Augustinus Sander, Maria Laach, nachweist). Stimulus für die Annäherung der Konfessionen war in besonderem Maße seit den frühen Vierzigerjahren die um ein gerechteres Lutherbild bemühte Lutherforschung (vgl. den Beitrag von Rolf Decot, Mainz). Überhaupt erwies sich der durch die Nationalsozialisten auf die beiden großen Konfessionen gleichermaßen ausgeübte Druck als Katalysator für eine Annäherung (so Jörg Ernesti, Brixen). Auch wenn der Hauptstrom der Ökumene während des Dritten Reiches von den Nationalsozialisten als regimefeindliche Bestrebungen eingestuft wurde, suchten doch einige Vertreter die Nähe zur neuen Lehre. Dass hier eine differenzierte Beurteilung angezeigt ist, legte Stephan Lüttich (Hildesheim) am Beispiel Karl Adams dar. Früh schon nahmen sich katholische Theologen aus Deutschland und Frankreich, die an der Thematik der ‚Wiedervereinigung‘ interessiert waren, gegenseitig wahr (Leonhard Hell, Mainz). In diese frühe Zeit fällt auch Hans Urs von Balthasars erste Beschäftigung mit der protestantischen Theologie, wie Werner Löser (Frankfurt a.M. / St. Georgen) nachweist. Die während der Jahre der Diktatur erreichte vorsichtige Öffnung für die protestantische Seite wurde vom Paderborner Erzbischof Lorenz Jaeger zielstrebig weitergeführt, koordiniert und in tragfähige Institutionen überführt. Er war es auch, der die römische Haltung entscheidend beeinflussen konnte, wie Wolfgang Thönissen (Paderborn) aufzeigte. Von dem Erzbischof wurde 1957 das Möhler-Institut gegründet und damit die Erfahrungen eines Vierteljahrhunderts ökumenischer Arbeit umgesetzt. Erzbischof Jaeger regte zusammen mit Augustin Kardinal Bea die Gründung des vatikanischen Einheitssekretariates an; beide wirkten während des Konzils an der Formulierung des Ökumenismusdekretes *Unitatis redintegratio* mit. So erscheint es folgerichtig, dass das Symposium mit einem Ausblick auf die ökumenische Dimension dieses Konzils schloss, namentlich mit Beiträgen von Theodor Dieter (Straßburg) über die evangelischen Konzilsbeobachter und von Altbischof Paul-Werner Scheele (Würzburg), der aus der Sicht eines Zeitzeugen berichten konnte. Während des Symposiums wurden neue Forschungsergebnisse vorgetragen, die zu einem guten Teil auf archivalischen Arbeiten beruhen. Es steht zu hoffen, dass das Vorgetragene weitere Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte der Ökumene anregt und anstößt, denn die Rekonstruktion dieser Geschichte ist in weiten Teilen erst noch zu leisten. Es geht um nichts Geringeres als darum, die genuine Entwicklung des ‚katholischen Ökumenismus‘ in den Blick zu nehmen, die zeitweise nicht unumstrittene Arbeit der betreffenden Theologen zu würdigen und damit auch die Vorgeschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils zu erhellen.¹ In diesem Zusammenhang darf auch nicht unerwähnt bleiben, dass das Institut seit 2007 ein Lexikon der Ökumene und Konfessionskunde im Herder-Verlag herausgibt, das den gegenwärtigen Stand des ökumenischen Dialogs dokumentiert, die konfessionellen Gesprächspartner porträtiert und Fragen der Hermeneutik des Dialogs aufgreift.

¹ Das Buch ist inzwischen erschienen: J. Ernesti / W. Thönissen, Die Entdeckung der Ökumene. Die Beteiligung der katholischen Kirche an der ökumenischen Bewegung, Paderborn – Frankfurt a.M. 2008.

3. Repräsentiert der ÖRK noch die ökumenische Bewegung?

Der Ökumenische Rat der Kirchen befindet sich heute in einer grundlegend anderen Situation als 1948 bei seiner Gründung oder gar 1910 zur Zeit der Weltmissions-Konferenz. Wenn im nächsten Jahr die weltweite ökumenische Bewegung auf ihr hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann, wird der ÖRK als institutionalisierte Gestalt der ökumenischen Bewegung im Fokus der Rückfragen stehen. Spielten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zwei Weltkriege und deren Folgen eine bedeutende Rolle für die Entwicklung der ökumenischen Bewegung, so hat sich die Weltlage seit den Neunzigerjahren multipolar verändert. Als Folge davon treten die orthodoxen Kirchen ganz anders auf den Plan als bisher. Überall in der Welt entstehen neue Kirchen und Bewegungen, unter dem Begriff der Pfingstkirchen oder auch der charismatischen Gruppen. Damit haben sich die Akteure in der ökumenischen Bewegung stark verändert. Der Ökumenische Rat hat in den letzten zwanzig Jahren darauf mit einem Prozess der Selbstbesinnung geantwortet. Fragen waren dabei auf die Rolle und die Bedeutung des ÖRK für seine Mitgliedskirchen gerichtet. Allerdings haben diese Neuorientierungen noch nicht zu einer Stärkung der Institutionen und der Zusammenarbeit unter den christlichen Kirchen innerhalb der ökumenischen Bewegung geführt. Eine Sonderkommission sollte seit vielen Jahren die Mitarbeit der orthodoxen Kirchen neu festlegen. Zudem haben tiefe Veränderungen in der Struktur und der verschiedenen Arbeitsbereiche noch nicht zu einem Ziel geführt, immer noch nicht ist es zu einer klaren Ausrichtung der Aufgaben und Strukturen gekommen. Offensichtlich kommt der ÖRK mit der multipolaren ökumenischen Bewegung je länger je mehr nicht mehr zurecht. Offenbar schlagen diese multipolaren Entwicklungen auch auf die deutschen Verhältnisse um. So ist es der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland in den letzten Jahren nicht gelungen, ihre Mitgliedskirchen für die Bedeutung der Arbeit einer multilateralen ökumenischen Organisation nachhaltig zu interessieren. Zwar konnte die ACK verschiedene Projekte auf den Weg bringen, so das Bibeljahr, anderes aber blieb weithin auf der Strecke. Hier muss nun auch ein Neuanfang gewagt werden.

4. Dialog und Denkformen. Welchen Beitrag liefert die Hermeneutik zur Ökumene?

Kann man sich den ökumenischen Dialog, der in den letzten vierzig Jahren geführt wurde, als einen lebendigen Prozess in der theologischen Gesprächsführung vorstellen, so werden Lehrgespräche mit dem Ziel geführt, bestehende Differenzen zwischen den Lehrsystemen auszuloten und zu überwinden, indem man tragfähige Übereinstimmungen in zentralen Fragen des Glaubens, der Sakramente des kirchlichen Amtes festzustellen sucht. Hierbei haben sich verschiedene Methoden herausgebildet, so u.a. die Konsens- und Konvergenzmethodik. Konvergenzen zeigen an, dass die Kirchen trotz unterschiedlicher theologischer Ausdrucksformen in dem Verständnis des Glaubens vieles gemeinsam haben. Konsens heißt, dass in genau umrissenen Fragestellungen gemeinsame Aussagen möglich erscheinen. Es hat sich nun aber gezeigt, dass sich solche Konsense je länger je mehr nicht erzielen lassen. Wenn auch der seit vielen Jahrzehnten geführte ökumenische Dialog zu einem hohen Maß an Verständigung in vielen bisher kontrovers bewerteten Fragen geführt hat, in einigen Fragen sogar Übereinstimmungen erzielt werden konnten, ist es bisher nicht zu einem sichtbaren Ausdruck der Einheit gekommen. Je länger der Dialog geführt wird, umso deutlicher

wird die Einsicht: Ein alle einzelnen theologischen Sachfragen umfassender Konsens ist nicht zu erzielen und möglicherweise auch nicht das Ideal des Dialogs. Ökumenisch betrachtet kommt daher seit den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts mehr und mehr die Figur einer Einheit in versöhnter Verschiedenheit in den Blick. Doch ist dieser Begriff zunächst eher Ausdruck einer Verlegenheit und zollt der herrschenden Wahrheitsauffassung Tribut. Er soll vor allen Dingen nicht mehr die leugnende Vielfalt unter den christlichen Konfessionen und Bekenntnissen Gestalt geben. Darin spiegelt sich allerdings auch ein Erkenntnisprozess wider, der die Zielvorstellung von unerwünschten und unrealistischen Idealen befreit.

Hier hat sich nun folgende methodische Einsicht als hilfreich erwiesen. Sie bezieht die bestehenden Unterschiede und die inzwischen gewonnenen Übereinstimmungen aufeinander. Ihr liegt die Erkenntnis zugrunde, dass die angestrebte Einheit im Glauben nicht Einheitlichkeit bedeutet. Verbleibenden Unterschieden kommt aber keine kirchentrennende Kraft mehr zu. Ziel eines solchen Vorgehens ist es also nicht mehr, eine volle Deckungsgleichheit aller Glaubensaussagen zu erzielen. Der lutherisch-katholische Dialog über die Rechtfertigungslehre hat sich daher dieser Methode des differenzierten Konsenses bedient. Eine solche Methode verlangt Einheit in den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens, erlaubt aber weiterhin Unterschiede in der Sprache, der theologischen Ausgestaltung und der Akzentsetzung. Die verschiedenen Entfaltungen des einen Rechtfertigungsglaubens etwa sind in ihrer Verschiedenheit offen füreinander und heben die Übereinstimmung in den Grundwahrheiten nicht wieder auf. Können solche im Denken und Handeln sich ausschließende Gegensätze wirklich überwunden werden, um einem Denken in komplementären Einheiten oder Spannungspaaren Platz zu machen? Was wir daher brauchen, ist eine Hermeneutik der Komplementarität.² Wahrheit und Wirklichkeit sind komplementär strukturiert. Von diesem Wissen muss die ökumenische Theologie Gebrauch machen.

In diesem Zusammenhang ist insbesondere auf unterschiedlich geprägte Denkformen hinzuweisen. Diese entsprechen in gewisser Weise konfessionellen Denkmustern. Diese wiederum repräsentieren verschiedene Gesamtinterpretationen der Offenbarung. Als solche lassen sie sich nicht vollständig harmonisieren. Allerdings kann keine der konfessionellen Interpretationen der Offenbarung Wahrheit für sich allein beanspruchen. Deshalb scheint nur ein Verfahren sinnvoll zu sein, das die Kompatibilität der verschiedenen Positionen prüft. Dabei bieten die verschiedenen Denkformen Anhaltspunkte. Eine theologische Systembildung scheidet aus, denn sie versuchte die verschiedenen Positionen in ein höheres Ganzes transformieren zu wollen. Hier hilft nur ein Diskurs in der Wahrheit und Einheit weiter, der die bestehenden Differenzen auf ihre Komplementarität hin prüft. Diese Aufgabe kann eine ökumenische Hermeneutik leisten, die die Wahrheitsfrage nicht in die Falle des Pluralismus führt, sondern den Anspruch auf Wahrheit in der Verschiedenheit der Positionen aufrechterhält und die Zumutung formuliert, den einen Glauben an Jesus Christus zum Ausdruck zu bringen.³

² Vgl. dazu jetzt W. Thönissen, *Dogma und Symbol. Eine ökumenische Hermeneutik*, Freiburg i.Br. 2008.

³ Auf dem Weg zu einer solchen ökumenischen Hermeneutik bewegt sich die Arbeit von T. Lindfeld, *Einheit in der Wahrheit. Konfessionelle Denkmuster und die Suche nach ökumenischer Hermeneutik*, Paderborn 2008.

5. Reformationsgedenken 2017: Ökumenische Kommentierung der Ablassthesen

Im Jahr 2017 wird die evangelische Christenheit in Deutschland das 500. Jahr seit der Reformation begehen. Das Institut für Ökumenische Forschung des Lutherischen Weltbundes in Strasbourg und das Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn haben dies zum Anlass genommen, ein neues internationales ökumenisches Projekt zu starten, das sich mit den Ablassthesen Luthers auseinandersetzt und sie wissenschaftlich kommentiert. Dazu ist eine internationale Forschergruppe von Theologiehistorikern und systematischen Theologen einberufen worden, in der Lutheraner und Katholiken gemeinsam an der Kommentierung nach ökumenischen Standards zusammenarbeiten. Die Arbeit erfolgt in den nächsten Jahren in kleinen, konfessionell paritätisch besetzten Arbeitsgruppen, die sich jährlich zu einer Konferenz zusammenfinden, um die Ergebnisse ihrer Forschungen vorzulegen und zu diskutieren. Die erste Konferenz fand vom 22. bis 24. September 2008 in Paderborn statt, die nächste wird im Oktober 2009 in Strasbourg stattfinden.

Die gesamte Arbeit an der Kommentierung soll im Jahr 2013 fertiggestellt sein. Das Ergebnis wird in zwei Bänden dokumentiert, die neben der Kommentierung der Ablassthesen eine ganze Reihe von Spezialstudien enthalten werden. Das handbuchartige Projekt ist gedacht für Wissenschaftler, Studierende und akademisch gebildetes Publikum.

Dem Projekt sollen folgende Hinweise eine erste Orientierung bieten: Luthers Thesen zum Ablass vom Oktober 1517 haben Weltgeschichte gemacht. Ihre bis heute ungebrochene historische und systematische Bedeutung erklärt sich vorrangig im Blick auf den anhebenden geschichtlichen Prozess, der zur Reformation führte. Luthers Ablassthesen sind ursprünglich Disputationsthesen für die Diskussion, keine dogmatischen Sätze. Sie dienen der Klärung von Streitfragen und fungieren als Mittel der Wahrheitsfindung. Die Thesen sind nicht gegen den Ablass als solchen gerichtet, sondern sollen dessen Missbrauch wehren. Sie verdanken sich dem seelsorgerlichen Anliegen, das Luther in der damaligen Ablasspraxis erspürte. Zentrales Motiv der Ablasskritik Luthers ist die Sorge um das Wort Gottes im Zeugnis der Heiligen Schrift. Der wahre Schatz der Kirche ist nach Luthers Worten das Evangelium der Gnade Gottes (These 62). Da die Thesen selbst noch nicht Ausdruck der reformatorischen Wende sind, stellen sie vordergründig keine Auflehnung gegen Papst und Kirche dar, dennoch aber haben sie diese Wirkung erzeugt. Es ist insbesondere das Gesamtinteresse einer gemeinsamen Kommentierung, genau zu bestimmen, welches jeweils das Argument Luthers ist, gegen welche Auffassung es sich richtet, wie diese Auffassungen im Kontext der spätmittelalterlichen Diskussion verstanden wurden, ob die Auffassung Luthers zur Lösung der Streitfrage beiträgt und welche Reaktion sie bei den Kritikern hervorgerufen hat. Eine differenzierte Urteilsbildung kann heute im Sinne ökumenischer Theologie zu einer modifizierten Einsicht in die Wirkung und Bedeutung der Ablassthesen beitragen. Dazu kommt die Tatsache, dass die katholische Kirche die Ablasslehre präzisiert und die Praxis reformiert hat.

Der Plan einer ökumenischen Kommentierung setzt vorrangig auf den historischen Ansatz der Fragestellung. Das bedeutet zunächst, Fragen einer spekulativen oder systematischen Erhellung der Ablassthesen unter Zugrundelegung reformationstheoretischer Theorien zurückzustellen, ohne sie auszublenden. Auch dieser Ansatz ist nicht frei von Voraussetzungen. Es ist aber nicht zu leugnen, dass unterschiedliche zeitge-

nössische Deutungsansätze, die Luther oder Melanchthon selber führten, wohl darauf hinweisen, dass zwischen Voraussetzungen, Bedingungen, Verlauf und Wirkungen der Reformation kein zwingender monokausaler Ablauf vorherrschte. Erst im Nachhinein stellt sich auch für die Akteure selbst die Erkenntnis eines welthistorischen Ereignisses ein, das ohne Deutungen nicht zu haben ist. Deshalb wird es sinnvoll sein, den umgekehrten Weg zu gehen, aus der möglichst genauen Rekonstruktion der theologiehistorischen Umstände den Ansatzpunkt der Kritik festzumachen, den Luther setzte, um damit die Verkehrtheit und Haltlosigkeit der theologischen Theorien seiner theologischen Gegner aufzudecken, von denen jene seiner Meinung nach Lehre und Praxis der Kirche verheerende Wirkung auf das Verständnis von Buße und Ablass ausgingen. Damit wird klar, dass Luther seine neue Auffassung von Gnade und Glaube nicht voraussetzungslos in die Welt setzte, sondern in der Auseinandersetzung mit der spätmittelalterlichen Bußtheologie herausarbeitete.

In Unterscheidung von systematischen oder reformationstheoretischen Überlegungen, Auffassungen und Konzepten will das Projekt einer ökumenischen Kommentierung vorrangig Wert legen auf die rein historischen Methoden. Diese sind freilich eingebunden in ein hermeneutisches Konzept, das sich über die rein textorientierte philologische Detailarbeit hinaus den kontextuellen historischen Fragen zuwendet. Das Projekt folgt den Vorarbeiten von Walther Köhler, Nikolaus Paulus und Erwin Iserloh, die je zu ihrer Zeit mit der historisch-kritischen Vorlage von Dokumenten zum Ablassstreit die Voraussetzungen und Ursachen dieses Streites erheben wollten. Zu einer ausführlichen Kommentierung ist es aber bis heute nicht gekommen.

Es geht dem Projekt einer ökumenischen Kommentierung nicht um die Erarbeitung eines ökumenischen Konsentextes. Das ist ohnehin den bilateralen, von den Kirchen eingesetzten Dialoggruppen vorbehalten. Hier geht es vielmehr darum, den historischen Kontext der Entstehung der Ablassthesen auszuleuchten, um zu verstehen, warum sie die Wirkung erzeugt haben, die zur Spaltung der abendländischen Kirche führte. Diese Fragestellung steht in enger Verwandtschaft zum Projekt der Prüfung der Lehrverurteilungen des 16. Jahrhunderts, das der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen zu Beginn der Achtzigerjahre des 20. Jahrhunderts durchführte. Dabei stand auch die Frage im Vordergrund, auf welcher theologischen Grundlage die von den Kirchen ausgesprochenen Lehrverurteilungen beruhen und ob sie das Urteil einer Kirchentrennung wirklich unausweichlich machen mussten. Auch wenn die Beantwortung der Frage, ob die Reformation in ihrer Wirkung das unabänderliche Ziel der historischen Vorgänge des 16. Jahrhunderts sein muss, durch die gemeinsame Kommentierung nicht beantwortet werden soll, ist doch dieses Ziel nicht auszublenden. Ökumenisch heißt die Kommentierung deshalb, weil sie von dem Bemühen begleitet wird, die Bedingungen und Voraussetzungen des Ablassstreites im Kontext der spätmittelalterlichen Bußtheologie und Bußpraxis der Kirche so zu erheben, dass der Blick auf die Ursachen der Spaltung der abendländischen Kirche klarer erkennbar wird. Diese historischen Arbeiten stehen deshalb im engen Zusammenhang mit den ökumenischen Bemühungen, die gegenseitigen Verurteilungen aufzuarbeiten mit dem Ziel einer Überwindung der Spaltungen innerhalb der Christenheit. Insoweit versteht sich das Projekt der Kommentierung als ein genuin ökumenisches.

6. Dialog mit der orthodoxen Kirche

Am Abend des 27. Januar 2009 stand es fest: Metropolit Kyrill von Smolensk und Kaliningrad wird der 16. Patriarch von Moskau und der ganzen Rus'. Mit 508 Stimmen konnte Kyrill auf dem Landeskonzil der Russischen Orthodoxen Kirche, das in der Moskauer Christus-Erlöser-Kathedrale zusammengekommen war, schon im ersten Wahlgang mehr als zwei Drittel aller Stimmen auf sich vereinen. Metropolit Kyrill galt zwar von vornherein als Favorit, zumal er nach dem plötzlichen Tod seines Vorgängers Alexij II. vom Heiligen Synod bereits zum Locum tenens gewählt worden war. Eine solch klare Mehrheit hatten jedoch die wenigsten Konzilsbeobachter erwartet. Sie zeugt von dem großen Vertrauen, das die Bischöfe und die gewählten Delegierten – je Eparchie (Diözese) ein Priester, ein Mönch bzw. eine Nonne und ein Laie, darunter auch Frauen – in den neuen Patriarchen setzen. Kyrill galt schon lange als ‚zweiter Mann‘ hinter Patriarch Alexij, der die Entwicklung der Orthodoxen Kirche in Russland nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion maßgeblich mitgestaltet hat. Der 62-jährige stand seit November 1989 an der Spitze des Kirchlichen Außenamtes und gehört damit seit beinahe zwanzig Jahren zu den ständigen Mitgliedern des Heiligen Synods, dem die Leitung der Russischen Orthodoxen Kirche zwischen den Konzilen obliegt.

Im Bereich der Ökumene war Metropolit Kyrill darum bemüht, seine Kirche trotz aller Höhen und Tiefen auf Kurs zu halten. Auch wenn in Krisenzeiten, beispielsweise im Umfeld der Achten Vollversammlung des ÖRK in Harare 1998 oder nach der Errichtung von vier römisch-katholischen Diözesen auf dem Territorium der Russischen Föderation 2002, zeitweise der Abbruch des Dialogs drohte, gelang es Kyrill immer wieder, einen Ansatzpunkt zur Fortführung der Gespräche zu finden. Einen wichtigen Erfolg stellte für ihn in diesem Zusammenhang die Verabschiedung des Dokuments über *Die Beziehungen der Russischen Orthodoxen Kirche zu den Nichtorthodoxen* bei der Bischofssynode im Jahr 2000 dar. Auch wenn in diesem Dokument deutlich der Wahrheitsanspruch der Orthodoxen Kirche formuliert ist und unterstrichen wird, dass das orthodoxe Engagement in der Ökumene ein „klares Zeugnis“ erfordere, bekräftigt es zugleich die Notwendigkeit und Unverzichtbarkeit des ökumenischen Dialogs. Auf diese Weise hat sich Kyrill Rückendeckung verschafft gegenüber seinen Kritikern, die lautstark den Ausstieg des Moskauer Patriarchats aus allen ökumenischen Kontakten forderten.

Als Leiter des Kirchlichen Außenamtes trug Metropolit Kyrill auch Verantwortung für die Kontakte zu den anderen orthodoxen Patriarchaten. Dieser Bereich wurde ebenfalls von manchen Krisen erschüttert, vor allem durch konkurrierende Jurisdiktionsansprüche in der Ukraine, in Estland und der Republik Moldau. Zu Verstimmungen führte darüber hinaus das deutlich erkennbare Streben Kyrills nach einer engen Bindung der russischen Christen in der Diaspora an die Mutterkirche. Sein größter Erfolg in diesem Bereich war ohne Zweifel die Wiederaufnahme der vollen Gemeinschaft mit der Russischen Orthodoxen Kirche im Ausland im Mai 2007. Die vorsichtigen Anzeichen einer Annäherung zwischen den Patriarchaten von Moskau und Konstantinopel, die sich im vergangenen Jahr bei den beiden Begegnungen der Patriarchen Alexij und Bartholomaios (im Juli 2008 in Kiew und im Oktober 2008 in Istanbul) abzeichneten, lassen hoffen, dass auch in den innerorthodoxen Beziehungen eine neue Phase der Kooperation bevorsteht.

Die Aufgaben, vor denen der neue Patriarch steht, sind immens: Kyrill muss sich um die innere Konsolidierung seiner Kirche kümmern, die in den letzten 20 Jahren quantitativ rasant gewachsen ist, nun aber dringend einer qualitativen Festigung und Vertiefung ihres geistlichen Lebens bedarf. Er muss sich um innerorthodoxe Fragestellungen kümmern, angefangen von der Überwindung der Spaltung unter den orthodoxen Gläubigen auf dem ‚kanonischen Territorium‘ des Moskauer Patriarchats (Ukraine, Estland, Moldau) bis hin zu konkreten Schritten in Richtung auf ein Panorthodoxes Konzil, dessen Vorbereitung seit Jahren wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen den orthodoxen Kirchen stockt. Schließlich muss er die Position seiner Kirche im Geflecht der weltweiten Christenheit für die Zukunft justieren. Dass er dabei die größten Gemeinsamkeiten mit der katholischen Kirche sieht, ist offensichtlich. Dabei scheint es nicht ausgeschlossen, dass er sich in absehbarer Zeit mit Papst Benedikt XVI. treffen wird, den er bereits aus mehreren persönlichen Begegnungen kennt. Auch den Dialog mit den Protestanten wird er fortsetzen, soweit diese nicht durch offizielle Synodenbeschlüsse Schritte unternehmen, die von orthodoxer Seite als ein Abweichen von den Grundlagen christlicher Lehre und Ethik interpretiert werden. Für die Fortführung der jahrzehntelangen Kontakte des Moskauer Patriarchats mit der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) wird er sich jedenfalls einsetzen. Patriarch Kyrill ist ein Mann des Dialogs, der die Position seiner Kirche sicher intelligent und wortgewandt vertreten wird, der aber zugleich darum weiß, dass sich auch eine große Kirche wie das Moskauer Patriarchat in der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts nicht isolieren kann und darf.

Der Gemeinsame orthodox-katholische Arbeitskreis St. Irenäus traf sich vom 19. bis 23. November 2008 zu seiner fünften Sitzung. Auf Einladung der Stiftung *Pro Oriente* kam er im Don-Bosco-Haus in Wien zusammen. Das fünfte Treffen des Arbeitskreises war dem Thema Lehre und Praxis des Primats vom 16. bis 19. Jahrhundert gewidmet. Der Arbeitskreis setzte damit seine Gesprächsreihe fort, die in einem chronologischen Durchgang durch die Kirchengeschichte versucht, die Entwicklungen im Primatsverständnis und in der Primatspraxis nachzuzeichnen und zu analysieren. In diesem Jahr befasste sich der Arbeitskreis einerseits mit Aspekten der Rolle des Papsttums in nachreformatorischer Zeit und andererseits mit der Entwicklung der primatialen und synodalen Strukturen innerhalb der Orthodoxen Kirche im Osmanischen sowie im Russischen Reich. Obwohl die Autorität des Papsttums von den Reformatoren nachdrücklich infrage gestellt worden war, hat sich das Konzil von Trient (1545-63) nicht unmittelbar mit dem päpstlichen Primat befasst und damit die Frage nach der Autorität des päpstlichen Primats offengelassen. Die vom Trienter Konzil angestoßenen Reformen im Bereich der Liturgie, der Katechese und der theologischen Ausbildung haben gleichwohl zu einer Zentralisierung der Lehrautorität in der katholischen Kirche geführt, durch die der römische Bischofsstuhl einen weiteren Bedeutungszuwachs erfuhr. Seither entwickelte sich die Loyalität zum Papsttum zu einem Merkmal katholischer Identität. Die Frage, wie wir heute mit unseren historisch gewachsenen Identitätsmerkmalen umgehen, bedarf im Dialog zwischen Orthodoxen und Katholiken noch einer tiefer gehenden Analyse. Dabei muss auch berücksichtigt werden, welches Bild vom anderen wir haben und ob dieses Bild der Selbstwahrnehmung unserer Gesprächspartner entspricht. Im Osmanischen Reich hat die Struktur des Rum-Millet zu einer Zentralisierung im Leben der Orthodoxen Kirche geführt. Das osmanische Zeitalter hat daher wesentlich dazu beigetragen, die Bedeutung des Ökumenischen Patriarchats zu vergrößern zu Lasten der übrigen orthodoxen Patriarchate, die zivilrechtlich dem Ökume-

nischen Patriarchen unterstellt waren. Als theologisches Prinzip ist die Synodalität dennoch nie aus dem Bewusstsein der Kirche geraten. Die Entwicklung des Nationalismus im 19. Jahrhundert führte dazu, dass grundlegende ekklesiologische Prinzipien in unseren Kirchen oft nicht beachtet wurden. Das Territorialprinzip wurde teilweise durch ein ethnisches Prinzip ersetzt, worauf beispielsweise ein Konzil in Konstantinopel 1872 mit der Verurteilung des Ethnophiletismus reagierte. Wie kaum in einem anderen Land hat die Orthodoxe Kirche in Russland alle Höhen und Tiefen, Förderungen und Verfolgungen durch die staatlichen Autoritäten erlebt. Ihre Geschichte zeigt damit deutlich die Abhängigkeit der Kirchen von politischen Faktoren, relativiert aber auch wiederum deren Wirkmächtigkeit, denn die Kirche konnte auch in Zeiten starker staatlicher Vereinnahmung ein reiches geistliches Leben bewahren. Unsere historischen Studien haben gezeigt, dass politische und kulturelle Faktoren die Entwicklung der kirchlichen Strukturen in Ost und West stark beeinflusst haben. Das erfordert in der historischen Analyse einen multidisziplinären Ansatz, der auch Faktoren berücksichtigt, die zwar keine dogmatische Bedeutung haben, aber dennoch die konkrete Ekklesiologie der Kirchen beeinflussen. Viele Probleme, wie z.B. die Ausübung weltlicher Macht, die Tendenz zur Zentralisierung oder später die starke Betonung der nationalen Identität, lassen sich in Ost und West beobachten. Diese Probleme erfordern gemeinsame Antworten, die nur durch eine nuancierte historische Analyse gefunden werden können. Die Kirchen in Ost und West waren oft mit derselben Versuchung konfrontiert: kirchliche Leitung mit weltlicher Macht zu verbinden. Diese Vermischung hat primatiale Autorität zu Lasten synodaler Strukturen verstärkt. Obwohl die Synodalität zeitweise stark in den Hintergrund trat, ist sie als theologisches Prinzip nie aus dem Bewusstsein der Kirche geraten. Bei der Interpretation der Geschichte müssen wir uns vor Idealisierungen hüten. Es hilft nicht weiter, in der Geschichte nach Beispielen zu suchen, die unsere Idealvorstellungen bestätigen sollen. So ist die bloße Existenz von Synoden noch kein ausreichendes Argument, um die Realisierung des Synodalitätsprinzips zu beweisen.

Jeder theologische Dialog hat auch eine hermeneutische Dimension und muss daher die sprachlichen Unterschiede, die Denkformen und die besonderen Schwerpunktsetzungen der verschiedenen Traditionen berücksichtigen. Diese Hermeneutik kann unterschiedliche Ansätze offenbaren, die ihrerseits den Reichtum des Glaubens ausdrücken und sich nicht gegenseitig ausschließen. Im Bemühen um das gegenseitige Verständnis unserer theologischen und kanonischen Ausdrucksformen müssen wir daher die Mittel der modernen Hermeneutik nutzen, die uns helfen können, die Ausdrucksformen der Vergangenheit in ihren historischen Kontext zu stellen, ihren bleibenden Wert herauszuarbeiten, indem wir sie von anachronistisch gewordenen Aspekten befreien und dadurch versuchen, ihre Aussageabsicht zu aktualisieren („relecture“).

Der Gemeinsame orthodox-katholische Arbeitskreis St. Irenäus wurde im Jahr 2004 in Paderborn (Deutschland) gegründet. Ihm gehören 26 Theologen an, 13 Orthodoxe und 13 Katholiken (aus Bulgarien, Deutschland, Estland, Frankreich, Griechenland, Italien, den Niederlanden, Österreich, Polen, Rumänien, Serbien, der Ukraine und den USA). Ko-Präsidenten des Arbeitskreises sind Bischof Dr. Ignatije (Midić) von Braničevo (Serbien) und Bischof Dr. Gerhard Feige von Magdeburg (Deutschland). Das zweite Treffen des Arbeitskreises fand im November 2005 im Penteli-Kloster in Athen (Griechenland) statt, das dritte Treffen im Dezember 2006 in der Benediktinerabtei Chevetogne (Belgien) und das vierte im November 2007 in Belgrad (Serbien).

7. Annäherung und Vertiefung im Dialog mit den Freikirchen: das Kirchenverständnis

Unter neuer Herausgeberschaft, aber mit der gleichen Zielsetzung liegt in Kürze der vierte Band der Gespräche zwischen Vertretern der Vereinigung Evangelischer Freikirchen (VEF) und der römisch-katholischen Kirche vor.⁴ Dokumentiert sind die Gesprächsbeiträge, die beim gleichnamigen Symposium im Februar 2008 in Paderborn vorgetragen wurden. Das jeweilige Selbstverständnis und die konkrete Gestalt der Kirche sind die zunächst an erster Stelle ins Auge fallenden Unterschiede zwischen den Freikirchen und der römisch-katholischen Kirche: Hier eine Fülle ganz unterschiedlicher, häufig kongregational verfasster überschaubarer Gemeinden mit dem Anspruch, in dieser Form Gemeinde nach dem Vorbild des Neuen Testaments zu sein; dort die weltweite römisch-katholische Kirche, die davon ausgeht, bei allem Wandel ihrer 2000-jährigen Geschichte in der Kontinuität mit der Kirche der ersten Christen zu stehen. Mit diesen beiden Organisationsformen ist der Raum markiert, in dem sich sehr unterschiedliche Formen von kirchlichen Strukturen und Selbstverständnissen herausgebildet haben. Lassen sich zwischen den hier nur angedeuteten Positionen Brücken finden? Oder stehen sich ganz unterschiedliche Typen von Kirche gegenüber, die zwar, wie in den bisherigen Gesprächsrunden deutlich geworden ist, in Kernpunkten des Glaubens vieles verbindet, die aber dennoch als Kirchen Welten voneinander trennen? Können vielleicht Kirchen, die wie die römisch-katholische Kirche weltweit verfasst sind, aber in der VEF mit kongregational geprägten Freikirchen verbunden sind, eine wichtige Brückenfunktion haben?

Im Blick auf diese Fragen lohnt sich ein genauerer Blick auf das jeweilige Selbstverständnis. Denn auch ein kongregationalistisches Gemeindeverständnis ist, wenn es das Zeugnis des Neuen Testaments ernst nimmt, offen für die universale Dimension von Kirche, und auch das römisch-katholische Verständnis der einen, weltweiten Kirche blendet die Realität der Ortsgemeinde, in der ja die Kirche zuerst gelebt und erfahren wird, nicht aus. Das ist der Grund, warum diese Gesprächsrunde sich dem umfassenden Thema der Kirche von der Verhältnisbestimmung zwischen Gemeinde und universaler Kirche aus gewidmet hat. Dass damit nur ein allererster Schritt aufeinander zu getan werden konnte auf einem Feld, das kaum zu überschauen ist, war allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern bewusst. Dennoch erwies es sich, wie die hier vorgelegten Beiträge zeigen, als äußerst sinnvoll, das Thema von dieser Perspektive aus anzugehen, weil sich, wie in den ersten Gesprächsrunden, auch diesmal überraschende Annäherungen an Punkten zeigten, an denen man sie im Vorherein kaum vermutet hätte. Im Blick auf die vorherige Gesprächsrunde, die sich dem Thema des Schriftverständnisses gewidmet hatte, wurde vor allem die Relevanz einer biblischen Grundlegung des je eigenen Kirchenverständnisses deutlich. Unsere Kirchen müssen sich immer wieder neu der Frage stellen, inwieweit das Zeugnis der Bibel die maßgebliche und darum auch kritische Norm des jeweiligen Kirchenverständnisses darstellt. Es kennzeichnet das in den vergangenen Jahren gewachsene Vertrauen zwischen beiden Gesprächspartnern, dass in aller Ehrlichkeit auch theologische und strukturelle Defizite bzw. Herausforderungen benannt werden können, denen sich unsere Kirchen stellen müssen, wenn sie ihren eigenen Glauben ernst nehmen.

⁴ B. Neumann / J. Stolze, Kirche und Gemeinde in freikirchlicher und römisch-katholischer Sicht, Göttingen 2009.

Der Band geht an die Öffentlichkeit in der Hoffnung, dass auch er, wie seine Vorgänger, einen Beitrag leistet für die weitere Verständigung zwischen den in der VEF verbundenen Freikirchen und der römisch-katholischen Kirche. Denn nur wenn man den ökumenischen Partner wirklich kennt und versucht, ihn mit seinen eigenen Augen zu sehen, kann man in einen wirklichen Dialog eintreten und gemeinsam nach Wegen suchen, dem Ziel der Einheit der Christenheit näherzukommen. Das haben wir auch in diesem Gesprächsgang versucht und hoffen, den Leserinnen und Lesern etwas von dem dabei gemeinsam Entdeckten weitergeben zu können.

8. Gespräche mit der SELK

Aufgrund einer Vereinbarung mit dem Päpstlichen Einheitsrat finden seit 2008 Gespräche mit Vertretern der Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirche (SELK) und dem Johann-Adam-Möhler-Institut statt. Die Gespräche finden zweimal im Jahr im Wechsel zwischen der Theologischen Hochschule in Oberursel und dem Möhler-Institut statt. Die Lutherisch Theologische Hochschule führt die Gespräche für die SELK und in enger Konsultation mit den Mitgliedskirchen des International Lutheran Council (ILC). Die Lutheran Church-Missouri Synod (LC-MS) hat als größte Gliedkirche des ILC Interesse bekundet, an den Gesprächen durch einen Vertreter beteiligt zu sein. Als für beide Seiten und ihr Verhältnis zueinander relevante Themen wurden u.a. folgende Stichpunkte genannt: die Wahrnehmung und Gewichtung der Lehrverurteilungen, die Bekenntnisbindung als identitätsstiftende Größe bzw. ekklesiologische Grundbestimmung, die Frage nach der Sachgemäßheit des Komplementaritätsmodells, Gebets- und Sakramentsgemeinschaft, das Spannungsverhältnis zwischen Lehre und Gottesdienst, die Rechtfertigung als Ausprägung apostolischen Glaubens, Taufkonsens in Magdeburg als möglicher und ausbaufähiger Ansatzpunkt, die Wahrnehmung bilateraler Gemeinsamkeiten im multilateralen Kontext.

Die Gespräche sind inzwischen eröffnet worden. In einem ersten Schritt soll es um die ekklesiologische Selbstdarstellung, insbesondere in Relation zum Gesprächspartner, gehen. Die jeweiligen Darlegungen des Kirchenverständnisses sollen dabei u.a. Aufschluss geben über die Relevanz der Bekenntnisbindung und die Ausgestaltung der wesentlichen kirchlichen Angelegenheiten betreffenden Entscheidungsinstanzen (Entscheidungsfähigkeit in Fragen der Lehre, des Gottesdienstes, der Kirchenordnung, der Moral etc.). In einem zweiten Schritt soll es um das Gottesdienst- und Liturgieverständnis in beiden Kirchen sowie um dessen Relevanz für das Kirchenverständnis gehen. Darin wird ein besonders verheißungsvoller Ansatz gesehen, da er nicht sogleich in die traditionellen Bruchlinien hineinführt, sondern die Augen für das Gemeinsame öffnet. Zudem ist dieser Ansatz offen für den multilateralen ökumenischen Kontext.

9. Abrahamitsche Religionen?

Gab es über Jahrhunderte für alle fraglichen Religionen nicht nur keine Notwendigkeit, sondern die strenge Unmöglichkeit des gegenseitigen Meinungs austausches, die von der These bestimmt war, wonach die eigene Glaubensanschauung die einzige, die gottgewollte, die wahre Religion sei, so ist heute die Auffassung populär, dass es eine sehr wohl reale, theologisch zwingend anzuerkennende Gemeinschaft aller Juden, Christen

und Muslime gebe, welche in letzter Tiefe in der allumfassenden Liebe Gottes gründet. Zu den wesentlichen Voraussetzungen und Grundlagen von Gemeinschaft gehört der Dialog. In der Öffentlichkeit wird seitdem viel über den interreligiösen Dialog diskutiert, es ist aber nur wenigen bekannt, worin sich dieser Dialog vom ökumenischen Dialog unterscheidet. Darauf hat das Mitglied des Beirates des Möhler-Instituts, Prof. Dr. Wolfgang Beinert, in einem Beitrag für die Zeitschrift *Catholica* hingewiesen.⁵ Das Gespräch zwischen Christen und Nichtchristen insgesamt ist per se, mit den Juden und Muslimen aufgrund der besonderen geschichtlichen Konstellationen und gegenwärtigen Bezüge in herausgehobener Weise notwendig. Zwischen den Religionen hingegen besteht keine auch nur annähernd vergleichbare Gemeinsamkeit. Sie besitzen kein allgemein und ganzumfänglich anerkanntes kanonisches Buch. Sie verfügen über keine ähnliche Breite gemeinsamer Tradition. Es gibt keine belastungsfähige Konvergenz im Gottesbegriff. Unter der christlichen Perspektive: Juden wie Muslime halten die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes für Polytheismus; Juden können Jesus von Nazaret nicht als Messias, Muslime nicht als letzten Offenbarungsträger und als Gott anerkennen. Wenn dem so ist, ist selbstverständlich auch das Verständnis und die Zielvorstellung der Einheit völlig anders. Zwar herrschen in der christlichen Ökumene recht unterschiedliche Vorstellungen über Modus und Gestalt christlicher Einheit – organische Union, Rückkehrökumene, versöhnte Verschiedenheit, differenzierter Konsens sind einige der hier aufzurufenden Stichworte –, doch herrscht vollkommene Übereinstimmung, dass am Ende des ökumenischen Prozesses eine einzige Kirche stehen müsse, weil man nur so dem Willen des gemeinsamen Herrn gerecht werde, dass ein Hirt und eine Herde seien (Joh 10,16). Kann unter diesen Vorzeichen die Besinnung auf den abrahamitischen Ursprung der drei Religionen von Nutzen sein und hilfreich werden? Ist sie vielleicht der Königsweg zur Wahrheit und damit auch zueinander? Ist also eine substantielle Näherung möglich? Auf der Schiene des Abrahamitismus wohl nicht, sind sich die Experten ziemlich einig. Das ginge nur, wenn man gewissermaßen neben dem jüdischen, dem christlichen und dem islamischen noch einen religionen-ökumenischen Abraham erschüfe, der aber wiederum nur zu einer Instrumentalisierung und Funktionalisierung der eigenen Theoreme geriete, der ein viertes Kunstgeschöpf neben den drei anderen Kunstgeschöpfen wäre. Doch das ist nicht unter allen Umständen das letzte Wort. Was sich bei genauer Betrachtung gezeigt hat, ist eigentlich lediglich der Umstand, dass der bisher eingeschlagene Weg ein Holzweg ist. Um zum Überleben der Menschheit beizusteuern, können die Religionen allesamt bis zur letzten Ausfaltung ihren genuinen eigenen Überlieferungen gehorchen. Sie sind nicht im Mindesten genötigt, die dogmatischen oder moraltheologischen Themen und Thesen der Konkurrenten an- oder gar zu übernehmen. Sie bleiben ihrer Gestalt getreu – dürfen und sollen das sogar um der Sache willen. Sie erkennen lediglich an, dass zu dieser Gestalt wenigstens in dieser epochalen Problemlage gehört, sich mit allen jenen Kräften zusammenzutun, die wie sie selber um ihres Gottes Willen dem Wohl der Menschheit verpflichtet sind, weil sie so und wesentlich so ihrem Daseinsgrund, ihrer Stiftungsration entsprechen, anders aber sich selber und Gott untreu werden müssten. Damit ist eine religionenkonforme Gemeinsamkeit aufgedeckt. Sie verpflichtet Juden wie Christen wie Muslime zum Frieden, zum Dialog. Damit ist aber auch der prinzipielle Unterschied zwischen der christlichen Ökumene und dem interreligiösen Dialog aufgezeigt. Das

⁵ Ich folge hier den Ausführungen von W. Beinert, Was eint und was trennt die abrahamitischen Religionen aus christlicher Sicht?, in: *Cath (M)* 62 (2008) 279-293.

bedeutet keineswegs, dass die christliche Ökumene insgesamt nicht ein noch zu klärendes Verhältnis zum Judentum vor sich hätte.

10. Ausblick: Ökumene heißt Überwindung der Abgrenzungen, gemeinsame Wiedergewinnung des einen christlichen Erbes

Konnten wir im letzten Jahr auf die Bedeutung der sogenannten In-Via-Erklärungen hinweisen, mit denen Zwischenergebnisse des ökumenischen Dialogs festgehalten werden sollen, so liegt inzwischen, wenn auch noch nicht öffentlich, ein erstes Ergebnis von offizieller Seite vor. Der Päpstliche Einheitsrat hat einen Entwurf für ein Zwischenergebnis auf der Basis der Dialogdokumente mit den Anglikanern, den Lutheranern, den Methodisten und Reformierten in verschiedenen, systematisch geordneten Kapiteln zur internen Diskussion vorgelegt. Es ist zu hoffen, dass dieses Projekt gemeinsam mit den Partnern, die betroffen sind, zu einer Joint Declaration on basic ecumenical truths ausgebaut werden kann. In einem solchen Dokument werden verschiedene zentrale Fragen der christlichen Theologie angesprochen, so die Trinität, das Sakramentenverständnis, das Kirchen- und Amtsverständnis, die Frage der Rechtfertigung. Mit einem solchen Projekt würde die *Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre* über den lutherisch-katholischen Dialog auf andere Dialogpartner hinaus geführt und der Umfang der Übereinstimmung in Grundwahrheiten des christlichen Glaubens beträchtlich erweitert. Jetzt kommt es darauf an, für dieses Projekt die angezielten Dialogpartner zu gewinnen. Der Dialog geht weiter – mit klarer Zielvorstellung! Insoweit ist auch zu begrüßen, dass der internationale lutherisch-katholische Dialog über Einheit ebenso fortgeführt wird wie der Dialog zwischen der VELKD und der Deutschen Bischofskonferenz.